

Der "Holz-Schuhmacher"

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575583>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der „Holz-Schuhmacher“.

Skizze von Alfred Huggenberger.

Nachdruck verboten.

In dem kleinen Bauerndörfchen Reute, das sich, kaum zwei Stunden von einem zürcherischen Bezirks-hauptort entfernt, mit seinen magern Aeckerlein und Wiesen zwischen Waldhügeln gemüthlich versteckt hält, lernte ich vor zwei Jahren einen wunderlichen Menschen kennen. Ich stand in jener Zeit mit einem dortigen Großbauer wegen Ankaufs einer Waldparzelle in Unterhandlung. Wir waren nahezu handelseinig und saßen an einem schönen Sonntagnachmittag im September bei einer Flasche Wein in der altväterlich getäfelten Wirtsstube zur „Tanne“. Ein paar Bauern spielten Karten neben uns. Andere sprachen vom Wetter; der erste prophezeite einen späten, milden Winter, der zweite einen überaus strengen und schneereichen. Man werde die Spitze des Zeittürmchens auf dem Schulhaus mit dem Karst hervorsuchen müssen. Der dritte lachte über die andern. Jeder Prophet sei ein Hansnarr, unser Herrgott werde wohl wissen, wie er's zu machen habe.

Da fiel mir unter den Gästen ein weißhaariges Männchen auf, das in vorgebeugter Haltung zu unterst am Tisch sitzend, seine ganze Aufmerksamkeit mir zuzuwenden schien. Mit seinen kleinen, nahe beieinander liegenden Auglein beobachtete es mich fortwährend wie einen, von dem man Unangenehmes zu erwarten hat. Sein Gesicht spitzte sich von der breiten kahlen Stirn aus nach unten zu und endete in einem winzigen, von etwa fünfzehn bis zwanzig Härchen gebildeten Vockbart. Das Männchen trug einen grauen Rock mit aufgeschlagenem grünem Kragen. Ein graues Filzhütchen lag neben ihm auf dem Tisch.

Als der Kleine sah, daß auch ich ihn beobachtete, wurde er unruhig. Plötzlich stand er auf, stülpte sein Hütchen auf den Kopf und schritt der Türe zu. Hinter

meinem Stuhl blieb er einen Augenblick stehen; den Mut, mich anzureden, schien er aber nicht zu finden. Mit unsicherem Gruß ging er zur Tür hinaus.

„Der Holz-Schuhmacher ist wild,“ sagte einer der Bauern und warf seine Karte ins Spiel. „Er läuft seit ein paar Tagen herum wie ein Verrückter und sagt, er wolle den Sädelwald retten. Daß er auch ein wenig über dich schimpft, Kleinert“ — er wandte sich dabei an den Bauer, der mir den Wald feilgeboten — „das wirst du begreifen, und recht kann er auch haben.“

Da fuhr Kleinert gereizt auf: „Was will mir der befehlen? So ein Hungerstucker! Ist mein Wald etwa nicht zeitig zum Schlagen? Hat er ihn für mich gekauft und bezahlt? Als ob nachher nicht auch wieder etwas wachsen könnte!“

Der Spieler hatte mit seinen Karten zu tun und gab keinen Bescheid. Meine Neugier betreffend das graue Männlein veranlaßte mich zu einer Frage, auf die mir der gemütliche Wirt, der sich inzwischen zu uns gesetzt hatte, zuvorkommend Antwort gab. „Der Holz-Schuhmacher ist ein guter Teufel. Und dumm ist er gerade auch nicht, wenn sich schon alles über ihn lustig macht. Er hat nun einmal seine Liebe zum Wald mit auf die Welt gebracht, und eben darum hat nichts aus ihm werden können. Er hat nämlich seinen Spottnamen nicht etwa deshalb, weil er Holzschuhe macht. Einen solchen hat er vielleicht sein Lebtag nie in den Händen gehabt. Aber weil er die halbe Zeit im Wald herumstreicht, statt auf seinem Dreibein zu sitzen; weil er die Schusterei nur im Notfall treibt und um sich kümmerlich zu ernähren, so darf man ihn wohl den Holz-Schuhmacher nennen. Vielleicht macht er seine Waldspaziergänge nur, um sich immer wieder vom Reichtum seiner Nachbarn zu überzeugen. Denn wer Wald besitzt, ist in seinen Augen ein reicher Mann. Er hat das Glück gepachtet,“ sagt er, „ihm wächst Gold, wenn er schläft.“ Er kennt jeden Marchstein im Bann der Gemeinde, jede Waldparzelle kann er nach dem Namen ihres Eigentümers nennen. Von dem großen Sädelwald da drüben, den er am höchsten schätzt, hat er sogar einen Plan angefertigt. Wie auf einer Schweizerkarte jeder Kanton, hat da jeder Waldbesitzer seine Farbe. Auch der Bestand jedes einzelnen Komplexes ist eingezeichnet: ein dicker Baumstamm mit einer Art daneben bedeutet schlagbares Holz. Kleine zierliche Tännchen bezeichnen jungen Wuchs; Holzschläge notiert er sorgfältig, ebenso das Datum der Anpflanzungen. Bei Buchenwäldern hat er ein aufgeschlagenes Buch eingezeichnet; denn er sagt, ein Buchenwald gebe mehr zu lesen und zu denken als das größte und schönste Buch. Die Geometer lächeln über seinen Plan und sagen, er sei keine zwanzig Rappen wert. Aber der Holz-Schuhmacher hat damit schon manchen Grenzstreit geschlichtet und mehr als einen Prozeß verhütet. Denn wenn man den Sonderling sonst nicht ernst nimmt, in Dingen, die den Wald angehen, ist seine Stimme maßgebend. Er läßt da auch nicht markten, sondern verharret dem Gemeindepäsidenten, wie dem kleinsten Schuldenbäuerlein gegenüber hartnäckig auf seinen Behauptungen. Von seiner Waldkarte hat er seinerseits eine sehr große Meinung. Dieses Blatt, sagt er, wird einmal Wert bekommen. Vielleicht halb soviel, als jetzt der ganze Sädelwald gelten würde. Da wird man dann

in spätern Jahren noch lesen können, wer vernünftig geholt und wer am Wald gefrevelt hat. Dann wird man vom Holz-Schuhmacher reden. Ja! Aber ich werd' freilich nicht viel davon gewinnen. Arm zu bleiben, das ist nun einmal mein Los. So geht's allen, die eine besondere Gabe haben . . .“

„Allen Halbnarren, wie der einer ist,“ ergänzte Kleinert brummig.

„Bist du noch nie froh über mich gewesen, Kälbli-bauer?“ ließ sich eine dünne Stimme hinter uns hören. Der Holz-Schuhmacher war unbemerkt wieder eingetreten. Sein Gesicht war rot vor Zorn. Das Reden machte ihm Mühe, weil alles miteinander herauswollte. „Wärst du ohne mich nicht um zwanzig der ältesten Tannen gekommen am Windrain? Ist das etwa klug, wenn man das schönste Holz als Dickicht verwildern läßt? Natürlich, wenn's dann verdorben ist und nicht mehr gedeihen will, nachher kann man sagen: es ist alt genug, man schlägt's ab. Weißt, Kleinert, auf deinen Grabstein sollte man's malen, wenn du mit deinem Holzen den herrlichen Sädelwald zugrunde richtest. Bogten sollte man dich, und wenn du zehnmal im Gemeinderat sitzt! . . . Ich will's euch zeigen auf meinem Plan,“ mit diesen Worten wandte er sich eifrig an die andern Bauern, die auch aufmerksam geworden waren — „Wenn er sein Holz schlägt, ist dem Wind ein Tor geöffnet! In zwei, drei Jahren ist der Sädelwald verwüstet! Habt ihr denn keinen Stolz mehr, ihr Bauern von Neute? Könnt ihr euer Geld fressen? Erquickt's euch nicht im Herzen, wenn die Stadtleute daherkommen und eure mächtigen Tannen und Buchen anstaunen? Geld haben sie auch, ja, freilich. Aber keinen Wald wie ihr! Drum können sie auch nicht recht glücklich werden. Sie müssen herauskommen, sie müssen! Im Wald müssen sie herumwandeln, das ist ihre Kirche. Aber ihr, die ihr darin aufgewachsen, ihr wißt nicht einmal, daß ihr ohne den Wald nicht leben könntet. Ein Halbnarr muß euch das sagen. Ja!“

Er brach ganz unvermittelt ab und setzte sich mir gegenüber. Es kam mir vor, als erwarte er, von mir angerebet zu werden.

Da warf Kleinert boshaft hin: „Bist ein Gescheiter, Holz-Schuhmacher. Du hättest sollen Pfarrer werden, nicht ein Pechvogel!“ Das Wort „Pech“ betonte er absichtlich.

Aber die eindringliche Rede des Waldapostels hatte doch auf die Bauern etwelchen Eindruck gemacht, einige nahmen lebhaft für ihn Partei.

„Der Schuhmacherli hat ganz recht,“ ließ sich einer hören, ein großer, breitschultriger Mann mit bartlosem, eckigem Gesicht, der seine mächtigen Pragen vor sich auf dem Tisch ausruhen ließ. „Wenn der Kälbli-bauer sein Holz abschlägt, schadet er unserer Gemeinde mehr, als er seiner Lebtag an Steuern bezahlt hat. Nicht nur der Sädelwald ist hin, auch der schöne Aufwuchs in der Föhrenweid muß schweren Schaden nehmen. Verweist mir's, wenn's nicht wahr ist!“

„Mir hat niemand zu befehlen,“ knurrte mein Bauer. „Geht einer von euch für mich zinsen zu Martini? Ueberhaupt, ich halte mich ans Gesetz. Wer mir das Holzen verbieten will, soll kommen!“ Mit diesen Worten stand er rasch auf. „Wie steht's? Soll der Lienhart den Vertrag schreiben?“ fragte er mich kurz und bestimmt.

Nach dem Vorgefallenen dachte ich keinen Augenblick mehr daran, den Wald zu kaufen. Dies gleich herauszusagen, war ich aber nicht geneigt. Ich wolle mir's noch überlegen, sagte ich. Es sei auch gar nicht meine Absicht, ihn zum Verkauf zu drängen.

Kleinert kniff das linke Auge zu und verzog den Mund spöttisch. „Aha, markten lassen soll ich? . . . Wenn's so steht . . . adieu!“ Er wandte sich kurzerhand ab und ging, die Türe hinter sich scharf ins Schloß werfend.

Einen Augenblick war es ganz still in der Stube. Plötzlich stand der Holz-Schuhmacher auf und streckte mir die Hand über den Tisch entgegen. Seine kleinen, grauen Neuglein leuchteten; die schmalen Lippen und die paar weizen Barthärchen bewegten sich fortwährend; aber er brachte kein Wort heraus. Nun beinelte er behende um den Tisch herum, zupfte mich am Ärmel und forderte mich mit eindringlicher Gebärde auf, mit ihm zu kommen. Fast unwillkürlich gab ich seinem Drängen nach.

Draußen vor der Türe fand er endlich die Rede wieder. „Ich muß Euch danken und weiß nicht, wie ich das machen soll. Ihr kauft das Holz nicht! Nein, Ihr tut es nicht, das weiß ich jetzt. Ihr seid nicht so einer, wie man gesagt hat.“

„Der Preis wäre allerdings nicht hoch,“ gab ich befangen zurück.

Da traten ihm die hellen Tränen in die Augen und rollten über die eingeschrumpften Wangen hinab. Mit beiden Händen faßte er meine Rechte. „Nicht wahr, Ihr wollt mir einen Gefallen tun! Ihr kommt mit mir, ich will Euch etwas zeigen. Den Sädelwald will ich Euch zeigen! Ihr habt ihn ja schon gesehen; aber nur so . . . Ach, der Wald kann nicht reden, wenn man nicht mit Liebe zu ihm kommt!“ Er zog mich förmlich mit sich hinaus. Seine Einladung kam mir auch durchaus nicht ungelegen. Ich gab ihm zu verstehen, daß ich schon eine halbe Stunde Zeit für ihn habe.

Das Männchen trippelte neben mir her die Dorf-gasse hinab und plauderte in einem fort. Es ging ihm jetzt ganz leicht; es tat so ausgeräumt, wie wenn wir alte Bekannte wären.

„Der Kälblibauer ist nach dem Tannenwirt der reichste Mann in Reute. Seinen Zunamen hat er darum, weil er, statt wie die andern Bauern Kinder aufzuziehen, jahrein, jahraus junge Kälber mästet. In seinem Stall stehen immer sechs bis acht der armen Kreaturen; ihre Köpfe stecken in schweren Holzklübeln, durch die sie nur mühsam und keuchend Atem holen können. Ihn kümmert das nicht, er bringt doch seine Milch einen Rappen oder zwei höher als die andern. Wenn der Kleinert nur für das Geld, das er zuviel hat, ein Gemüt kaufen könnte! Ich glaube, daß er noch nie in seinem Leben eine recht glückliche Stunde gehabt hat. Denn ohne ein Gemüt kann doch der Mensch nicht glücklich sein. Der mit dem breiten Gesicht und mit den großen Händen, der mir geholfen hat, das ist der Prest. Vor dem ziehe ich den Hut ab, wenn ich ihm auf der Straße begegne. Sie sagen, er habe viele Schulden. Aber er hat doch seinen Wald nicht angetastet, als er die älteste Tochter aussteuern mußte. Er sagt: Solange der Bauer lebendiges Holz hat, kann er nicht arm werden. Und er hat recht. Der Wald macht die Leute reich. Von allem, was

ich den Bauern vom Walde sagen kann, macht das am meisten Eindruck auf sie; darum wiederhole ich es recht oft. Mit dem Plan . . . Ihr wißt ja nun, was sie davon schwätzen und denken. Ich werde mich wohl hüten, ihnen zu bekennen, daß der Plan in meinen Augen ein ganz niederträchtiges Ding ist. Soweit Tannen und Buchen wachsen, sollte kein Marchstein stehen. Der Wald sollte dem ganzen Land gehören. Das wäre ein Segen! Auch der Reichste kann sich vom Himmel kein Stück herauskaufen, der gehört allen. Aber die Welt ist eben noch unvollkommen, und drum habe ich meine Walbkarte machen und den Bauern Respekt davor beibringen müssen. Sie betrachten den Plan als eine Art Protokoll, und es will keiner gern als Sünder darin stehen. Den Kälblibauer freilich, den habe ich immer gefürchtet. Er hat den Schlüssel zum Sädelwald, und ihm liegt nichts daran, was man von ihm sage, wenn er gestorben ist. Die Geldkiste ist sein Herrgott.“

Wir hatten inzwischen einen mit Stangen eingezäunten Fußweg betreten, der sich rechtwinklig von der Straße abzweigt. Bald lagen die letzten Häuser hinter uns. Der Weg steigt leicht gegen den auf dieser Seite nur etwa vierhundert Schritte vom Dorf entfernten Tannenwald hin. Ungefähr in der Mitte zwischen Dorf und Wald steht ein vereinzelt Bauernhaus. Als wir uns diesem näherten, blieb mein Begleiter einen Augenblick stehen, wie um sich zu überzeugen, ob der Weg frei sei; wir umgingen den Hof in einem großen Bogen.

„Der Hölzlihof ist für mich nicht ganz sicher, ich bin da nicht beliebt,“ sagte der Alte lächelnd und wies auf das halbgeöffnete Scheunentor. In diesem Augenblick flog daraus ein mehr als faustgroßer Feldstein und fiel zwei Schritte vor uns auf den Rasen nieder. In der Türöffnung zeigte sich ein kleiner vier Schrötiger Mensch in schlechtem Werktagsanzug. Er überschüttete meinen Begleiter, der ganz gelassen neben mir seines Weges ging, mit einer Flut der häßlichsten Schimpfwörter, wobei ihm seine bessere Hälfte vom Kammerfenster aus geschickt sekundierte. „Waldeule“, „Leberschelm“, „Hungerchlucker“ klang es in allen Tonarten durcheinander. Zwei Buben von acht bis zehn Jahren warfen dabei fortwährend fleißig mit Steinen nach uns; die Entfernung war jedoch zu groß, als daß sie uns ernstlich hätten belästigen können.

Der Holz-Schuhmacher nahm alle Feindseligkeiten gelassen als etwas Selbstverständliches hin und schien sie sogleich vergeben und vergessen zu haben, sobald die ungezogene Brut sich verlaufen und der Hölzlibauer sein Scheunentor hinter sich geschlossen.

Mittlerweile hatten wir den Waldbrand erreicht. Mein Begleiter setzte sich auf ein Rasenbündel und wies mit der Hand nach dem Dörfchen hinab, das im goldenen Frieden der Septembersonne unter uns lag. Kleine Viehherden weideten auf der uns gegenüberliegenden Halde. Hin und wieder drang der Klang einer Glocke verträumt herüber. Gerade über dem Hölzlihof, scheinbar diesem entschwebend, stieg der blauweiße Rauch eines Hüterfeuers senkrecht in die Luft.

„Ist das nicht ein schönes Fleckchen Erde?“ Der alte Mann sagte es leise, fast traurig. „Man sollte meinen, an einem solchen Ort könnten nur glückliche Menschen wohnen. Vielleicht sind es die wenigsten von

denen, die da unten ein- und ausgehen. Wenn sie auf ihren Aekern stehen, ist's Werkeltag in ihren Herzen. Wenn sie hier am Rain hin Gras mähen, hören sie den Wald nicht plaudern. Sie haben nicht Zeit, die Aeste auseinanderzubiegen und einen Augenblick hineinzuschauen in das stille Reich. Derjenige, dem diese herrlichen Tannen gehören, kommt vielleicht jährlich einmal herauf, um sich zu überzeugen, ob sein Holz gewachsen, ob seine Buben das schädliche Epheu sauber von den Stämmen heruntergerissen und ob der Hölzlibauer nicht gefrevelt habe. Denn er ist ein Gefährlicher, der da unten. Er hat eine Krankheit, eine unheilbare: er muß Holz stehlen. Jahr für Jahr fährt er zwei, drei Wagen Kochscheiter in die Stadt. Jedes Kind weiß, daß er nicht einen Drittel davon in seinem eigenen Wald holt. Er ist auch mehr als einmal auf der Tat ertappt und windelweich geschlagen oder mit Geldbußen belegt worden. Aber das ändert nichts. Ich glaube, das Holzstehlen muß sein heimliches Glück sein. Keine Nacht ist ihm zu dunkel, kein Weg zu weit, wenn er irgendwo Scheiter aufgelastert weiß. Im schönsten Aufwuchs sägt er Tännchen um, trägt sie heim und zerkleinert sie im Keller. Mich haßt er auf den Tod; denn ich hab' ihm in jüngern Jahren manche Nacht aufgelauert, und noch jetzt laß ich ihm keine Ruh. Er kann mir's nicht vergessen, daß er meinetwegen einmal acht Tage hinter Schloß und Riegel hat sitzen müssen. Förster bin ich freilich nicht. Ich hab' es einmal werden wollen. Da sagten die Bauern: Wir brauchen einen Flichschuster, keinen Förster. Sie wußten schon, daß ich meines Amtes auch ohne Lohn warten würde . . .“

Er saß eine Weile in Gedanken versunken. Dann erhob er sich mit rascher Bewegung.

„Verzeiht, daß ich ins Plaudern komme! Das geht so bei alten Leuten.“

Die dämmrige Kühle des Hochwalds nahm uns auf. Da wurde mein Begleiter ganz still, sein Gesicht nahm einen rührend feierlichen Ausdruck an. Wohl eine Viertelstunde lang schritten wir schweigend neben einander auf dem wenig ansteigenden, mit dünnen Nadeln reichlich bestreuten Wege hin. Goldige Streifen und Krügel auf den Stämmen und auf der gelbgrünen Moosfläche erzählten von dem hellen Sonnentag draußen. Es war mir, als habe ich den Wald noch nie so still und feierlich gesehen. Unwillkürlich mußte ich meine Schritte anhalten.

Da sagte der Alte leise, fast flüsternd: „Hört Ihr wohl, was die tausend Stämme zu Euch sagen wollen? Der Wald redet nie so laut, wie wenn er schweigt.“

Ich mußte ihm still die Hand drücken. „Euer Wald ist schön. Ich habe ihn nicht gesehen, als ich heute morgen mit Kleinert diesen Weg ging. Ja, man muß mit Liebe zu ihm kommen . . .“

Der Alte nickte stumm.

„Der Wald kann den nicht grüßen, der ihn schlagen will. Die Bäume sind stolz.“ Er wies mit der Hand durch eine breite Lichtung hinauf nach den im milden Abendlicht träumenden Wipfeln.

„Seht Ihr jene Kerzen*? Die Bauern sagen gerne, das Holz ist ausgewachsen. Ihre blöden Augen bringen nicht hinauf, sie wollen nicht sehen, daß ein solcher Baum noch leben will, daß er erst recht zu leben anfängt. Wir

jammern, wenn der Tod einen Menschen im Knaben- oder Jünglingsalter wegnimmt, weil wir wohl wissen, daß wir erst als Männer und Greise das Leben recht verstehen und ihm die bittersüße Frucht abgewinnen lernen. Wenn Ihr in zwanzig, in dreißig Jahren noch einmal diesen Pfad gehen könnt, Ihr werdet mit Staunen sehen, was aus diesen schlanken Bäumen für ernsthafte, trotzige Gesellen geworden sind.“

Wir gingen langsam bergan.

Als ich vor einer mächtigen Tanne stehen blieb und sie unbewußt mit den Blicken maß, sagte er lächelnd: „So sind wir nun einmal. Wir schauen auch mit Bewunderung zu einem Menschen hinauf, der über andere emporgestiegen ist, weil über seinem Leben von Anfang an ein freundlicher Stern gewaltet hat. Aber den Müd-ling, dem ein widrig Schicksal das Antlitz immer wieder zur Erde niederzwingt, so oft er sein Auge voll heißer Sehnsucht zur Sonne erheben will, den lassen wir unbeachtet seinen armen Weg ziehen. Seht den verdorbenen Krüppel an, der, um ein bißchen Tageslicht bettelnd, zwischen dem breiten Geäste des Niesen sich mühselig empor kämpft! Was kann dieser Baum dafür, daß sein Nachbar ein paar Jahre früher als er dem feuchten Waldgrund als zarter Keim entsproßte? Im Anfang waren sie vielleicht gute Brüder, teilten getreulich Sonnenschein und Regen und freuten sich miteinander, wenn die starken Randtannen mit zerzausten Wipfeln und mit einer Mauer von schwer niederhängendem Astwerk den Sturm für sie auffingen. Aber bald begann sich der Stärkere auf sein Recht. Unbarmherzig deckte er mit dichtem Gezweig den Wipfel des andern. Der ungleiche Kampf begann; auch der Schwächere gewöhnte sich an seine Rolle und wurde in seiner Art trotzig und stark. Immer besiegt, doch nie ganz unterworfen, zeigte er, wie mächtig die Liebe zum Leben ist.“

Ich mußte den Alten im Weiterschreiten heimlich von der Seite ansehen. Der Wunsch, einiges aus dem Leben dieses seltsamen Menschen zu erfahren, regte sich immer lebhafter in mir, und ich gab ihm endlich durch Worte Ausdruck.

Da begann er sich einen Augenblick und bog dann stillschweigend vom Wege ab. Wir stiegen auf eine kleine Anhöhe, wo eine mächtige Buche ihr Astwerk ausbreitete. Ein schmales Bänklein war an den Stamm angelehnt; er lud mich ein, neben ihm darauf Platz zu nehmen.

„Dieser stille Ort könnte Euch viel erzählen. Als ein Knirps von sieben Jahren habe ich das erste Brett daheraufgetragen, an dem Tag, da sie meine Mutter zu Grabe gelegt. Damals war dieser Stamm noch jung und schlank. Seitdem habe ich das Bänklein immer wieder aufgerichtet, wenn es von Schnee und Regen oder von böser Hand zerstört worden war . . .“

Meine Mutter, ja! . . . Sie hat müssen in den Wald gehen mit ihrem Leid. Die Menschen haben ihr viel, viel Böses getan. Ich habe sie daheim in unserm Häuschen nie anders als traurig gesehen. Aber im Wald hat sie singen können, so hell und schön, daß die Vögel schweigen mußten und ich nur mit selbigem Staunen zu ihr anschauen konnte. Man hat mir dann später gesagt, sie habe eine Sängerin werden wollen, aber es sei ihr in der großen Welt nicht gut gegangen . . .

Ihr Lieblingslied, das ich am meisten von ihr hörte

*) frische Zabrestrebe.



Am Sonntagmorgen. Nach dem Gemälde von Paul Rietschi, Suhr=München.

und das mir allein von allen im Gedächtnis geblieben
ist, hieß:

Laß mich singen, du stiller Hain;
In meinem Herzen ist Sonnenschein!
Laß mich jubeln, du dunkler Wald;
Der Frühling kommt bald!

Mit dem ersten schimmernden Blau
Will ich mir schmücken Hals und Brust,
Will so dem Glück entgegengehn —
O, das wär' schön!

Weiß wohl, daß es nicht kommen kann,
Liegt viel Schnee auf dem Wiesenplan.
Eh' er zertaut in sturmfroher Nacht,
Ist mein Sarg gemacht.

Meine Mutter hat mich den Wald lieben gelehrt.
Wenn ich ihr klagte, daß mir die Buben Spottnamen
nachriefen, weil ich keinen Vater habe, dann hob sie
mich zu sich empor, weinte und küßte mich unaufhörlich.
„Sei still und gut; ich will dir Vater und Mutter sein!“



Kartoffelernte (bei Mapperswil, St. Margau).
Phot. Dr. C. Jaeger, Narau; Verlag von Gebr. Wehrli, Rülchberg.

Die ganze Woche über führte sie mit ihren zarten Händen fleißig die Nadel. Aber am Sonntag ging sie, wenn es die Jahreszeit irgend erlaubte, mit mir in den Wald. Sie lehrte mich, daß jeder Baum, jeder Strauch, jede Blume ein lebendiges Wesen sei. Sie kannte die Sprache der Vögel und nannte alle mit Namen. „Halte dich nie an einen Menschen, der den Wald nicht lieben kann,“ sagte sie; „das wäre dir nicht gut.“

Oft wand sie ein Kränzlein von Epheu um ihr dunkelbraunes Haar. Dann hob sie mich zu sich auf den Schoß und scherzte und lachte mit mir, und ich mußte ihr ein Sprüchlein hersagen:

Lieber Vater, sei doch gut,
Kauf mir einen gelben Hut!
Lieber Vater, sei doch brav,
Kauf mir ein hölzern Schaf!

Ich hab' es lange nicht glauben können, daß meine Mutter gestorben sei. Darum machte ich da oben auf dem Platze, der ihr vor allem lieb war, das Bänklein für sie zurecht. Aber sie hat mich nie beim Namen gerufen und auf den Schoß gezogen, so oft ich auch, das Herz voll froher Hoffnung, durch den dunkeln Wald heraufstieg . . .

Der Bauer, zu dem ich dann von der Gemeinde verkostgeldet wurde, verbot mir, in den Wald zu gehen, weil ich die Kleider verderbe. Ich mußte mich heimlich wegstellen und habe manche Tracht Prügel dafür erhalten, daß ich den Wald nicht lassen konnte.

Der Traum meiner Jugend war, in einem großen, weit von der Welt der Menschen abgelegenen Wald als Förster zu leben. Die Väter der Gemeinde wußten besser, was für mich gut sei: weil ich, wie sie sagten, meiner schwächlichen Postur wegen zum Bauernknecht sowieso nichts taugte, gaben sie mich zum Flickschuster Gehrtis in die Lehre.

Ich war anfangs untröstlich und nahm tagelang fast keine Speise zu mir. Die Schusterei war mir im

Innersten zuwider. Aber nach und nach kam doch der Friede wieder in mein Herz. Ich hatte ja noch den Wald, den konnte mir niemand verschließen.

Wider Erwarten wußte ich mich bei Gehrtis mit der Zeit ganz gut zurechtzufinden. Sobald er mich in den Anfangsgründen seiner Kunst leidlich unterrichtet hatte, ließ er mich tagelang allein; denn er war ein Trinker. Wenn nicht viel Arbeit da war, stieg ich auf den Dachboden. Da lag ein Haufen Bücher, alte und neue, in größter Verwahrlosung durcheinander. Gehrtis Bruder war als Schullehrer jung gestorben. „Schade um ihn!“ pflegte mein Meister zu sagen. „Er hat wollen ein großer Gelehrter werden. Jeden Kap-

pen, den er auf- und anbringen konnte, gab er für Bücher aus. Darob ist er vor Hunger gestorben, der Narr!“

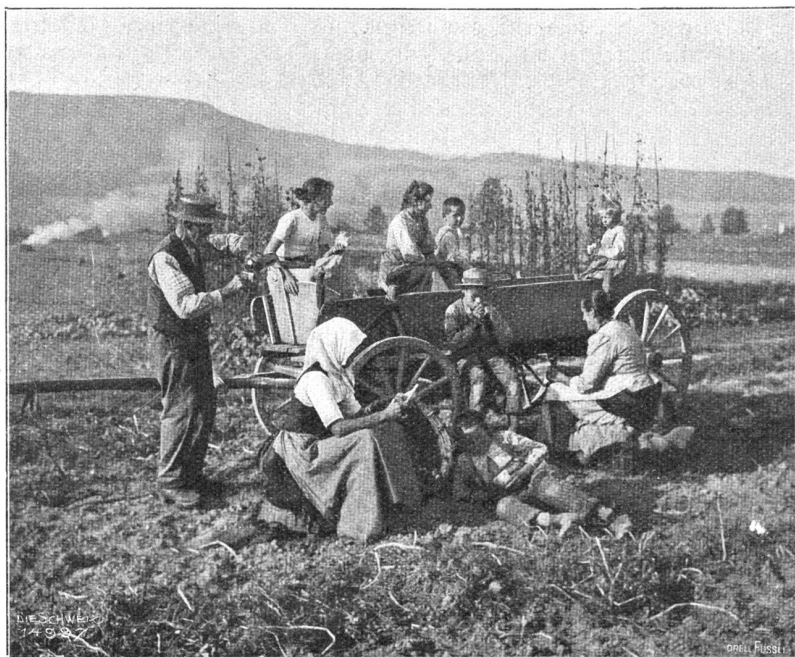
In diesem Bücherchatz wühlte ich manche Stunde in fieberhafter Anruhe; immer fürchtete ich, die Schritte des trunkenen Meisters auf der Holzstiege zu hören. Ich ordnete die einzelnen Bände zu schönen Reihen. Es waren gelehrte Werke dabei, die ich nicht verstand, aber auch viele herrliche Geschichten- und Gedichtbücher.

Daheim zu lesen wagte ich nicht oft; denn Gehrtis konnte darüber so zornig werden, daß er drohte, er werde die Lumpenware unbedingt verbrennen, wenn ich mich damit abgebe. Der Sonntagnachmittag jedoch gehörte mir. Da steckte ich ein Buch in die Tasche und suchte eines meiner Lieblingsplätze im Wald auf. Gegen Kälte und Nässe schützte ich mich, so gut ich konnte; ich war in diesem Punkte nicht verwöhnt.

Eines der Bücher, das mir bald von allen das liebste wurde, hieß: „Der Waldbruder von Glinsberg“. Darin war von einem weisen Mann erzählt, der sechzig Jahre lang in einer Bretterhütte im Walde lebte und der sich, obwohl man ihn nie beten hörte und in seiner Klause weder ein Kreuzifix noch ein Heiligenbild sah, nach und nach den Ruf eines Heiligen erwarb.

Er lehrte die Leute, die jeden Sonntag in hellen Scharen zu ihm hinauszogen, daß Gott uns Menschen schon auf Erden zur höchsten Glückseligkeit berufen. Jeder Mensch könne glücklich sein, er müsse nur an sein Glück glauben. Den rechten Frieden der Seele, könne aber nur der erwerben, der die Natur recht kennen und lieben lerne.

Der Waldbruder von Glinsberg wollte sich aber nicht damit begnügen, die Menschen durch die Kraft seiner Rede besser zu machen. Er schaffte an einem gewaltigen Werk: „Das Lied vom Walde“ sollte es heißen. Da wollte er alles hineinlegen, was er vom Wald erlauscht, alle Wunder, die der Wald verbirgt, in der



Abendbrot auf dem Kartoffelacker (bei Ruppertswil).
Phot. Dr. C. Jaeger, Aarau; Verlag von Gebr. Wehrli, Kilchberg.

Märznacht, wenn die Stürme brausen, und am heißen Sommertag, wenn die Käfer summen in den Wipfeln. Und alle, die das Lied lesen würden, das wußte er, müßten den Wald lieben, so warm, wie er selber.

Leider starb der Einsiedel, ohne sein Werk vollendet zu haben. Es heißt, die Blätter seien von einem frommen Mann verbrannt worden, weil sie heidnische Lehren sollten enthalten haben.

Das Buch vom Waldbruder machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Ja, ich trug mich lange Zeit mit dem Gedanken, selber ein solcher Einsiedel zu werden. Natürlich versuchte ich mich auch im Versmachen. Ich las Gedichtbücher, soviel ich aufreiben konnte, und während ich in harten Werkeltagen mich und meinen Meister kärglich durchbringen mußte, träumte ich mich in ein Sommerland hinein mit Waldesschatten und heimlich rieselnden Quellen.

Viele Verse, die ich gemacht, gefielen mir zuerst gut. Aber wenn ich sie aufs Papier hingeschrieben hatte, sah ich bald, daß sie gar nicht richtig gereimt waren, daß mich jedermann auslachen würde. Einmal hörte ich, daß im Fabrikdorf drunten, wo die Bahn fährt, ein Lehrer sei, der sehr gut dichten könne.

Hochzeitslieder, Festsprüche, kurzum, die schönsten Gedichte aller Art könne er nur so

aus dem Ärmel schütteln. Dabei verlange er für seine Arbeit ganz wenig Entschädigung. Da ging ich zu ihm und zeigte ihm einige meiner Verse. Ich fragte ihn, ob er sie mir nicht verbessern würde. Er sagte, es seien zwar sehr viele grobe Fehler in der Metrik, auch seien die Reime meistens falsch und unrein. Er wolle sich indes doch die Mühe nehmen, die Säckelchen druckfertig zu machen, damit ich sie in unserm Anzeiger veröffentlichten könne, das heißt, wenn ich Abonnent sei, sonst würden sie natürlich zurückgewiesen.

Als er mir die Gedichte wieder zurücksandte, waren sie alle schön gereimt, die Zeilen waren gleich lang, die holperigen Stellen waren sauber ausgemerzt; aber es kam mir vor, als ob die Lieder alle tot wären, keines von allen hatte mehr eine Seele. Ich war sehr enttäuscht, setzte aber meine Versuche heimlich fort. Einmal meinte ich sogar, ich habe nun ein Lied erdacht, wie ich noch nirgends ein schöneres gefunden. Das zeigte ich

der Berthe Hirs, die dann später den jetzigen Pfesi geheiratet hat. Sie war damals achtzehn, um ein Jahr jünger als ich, und das einzige Mädchen, ja vielleicht der einzige Mensch in Neute, auf den ich etwas hielt. Sie war groß und stark gewachsen und hatte so etwas Ernsthaftes, Festes an sich, das ich bei andern Mädchen vermißte. Sie hatte auch früher oft Bücher vom Schul-lehrer entlehnt, und ich hatte ihr einmal den „Waldbruder von Glinsberg“ gegeben: die Geschichte war ihr sehr schön vorgekommen. Sie galt für hochmütig, für eine „Besondere“; denn sie war gern allein und ging am Sonntagnachmittag nicht mit den andern Mädchen,



Bei Ruppertswil (Phot. Dr. C. Jaeger, Aarau; Verlag von Gebr. Wehrli, Kilchberg).

wenn diese einen Spaziergang nach Gernach oder gegen die Wildberger Ziegelhütte hinab machten, wo sie den jungen Burschen von Zumbst zu begegnen hofften.

Als Berthe Hirs meine Verse gelesen hatte, sagte sie, das sei ganz nett. Sie gab mir das Blatt zurück und fragte, ob ich ihrem Vater die Stiefel geflickt habe . . .“

Der alte Mann lächelte leicht vor sich hin; dann nahm sein Gesicht sogleich wieder einen ernstern Ausdruck an.

„Es ist wunderbar, wie alles im Leben so ganz, ganz anders kommt, als man sich's in jungen Tagen denkt und träumt. Es geht uns wie dem Krämer, der in die Stadt zu Markte fährt. Er rechnet und baut Luftschlösser. Er legt die Ware, auf die er am meisten Wert setzt und mit der er viel Gewinn zu machen hofft, allen sichtbar aus. Da kommen die Leute und fragen nach dem, was zu unterst in der Truhe liegt. Ob ihm der Handel etwas eintrage oder nicht, er muß ein freundlich Gesicht machen und den Kram sauber in Papier einwickeln. Auf dem Heimweg kehrt er gleichwohl im Wirtshaus ein und trinkt einen Schoppen. Er redet sich ein, es sei alles gut gegangen, da er ja Kosten und Zehrung herausgebracht habe.“

So kann auch ich, da ich nun alt geworden bin, ganz fröhlich und ohne Groll auf meinen Weg zurückblicken. Wohl hat nach dem, was ich geben wollte, niemand Verlangen gehabt. Die Menschen wollten keine Verse von mir, und auch nicht viel Liebe. Ich mußte ihnen Schuhe geben . . .

Es ging freilich lange, bis ich das zu begreifen vermochte. Das Vermächtnis der Mutter, die Liebe zum Wald, hat mir zuletzt über alles hinweggeholfen und einen stillen Glanz auf meine einsame Straße gelegt. Ich habe auch das schöne, tiefe Waldblied gefunden, das schon so viele vergeblich gesucht. Es läßt sich nicht in Menschenworte kleiden. Die Herbstnebel raumen es sich zu, wenn sie zwischen den schlanken Buchenstämmen hin und wieder ziehen. Der Märzwind singt es nachts in den Tannenzweigen; das Gewild und die kleinen Vögel in ihren heimlichen Verstecken lauschen und sind still; sie verstehen die Sprache des Waldes besser als wir Menschen . . .“

Der Abend stieg leise, leise aus dem Tannengrund herauf. Ein Eichhörnchen kletterte nicht weit von uns an einem Stamm empor, versteckte sich wieder und guckte weiter oben neugierig hervor. Dann machte es sich ins Gezweige hoch über uns, sodas ein Regen von gelben und rotbraunen Blättern auf uns niederraschelte.

Der Holz-Schuhmacher erhob sich und schaute ins Aftwerk hinauf.

„Kommt nur, ihr Sommervögel; eure Zeit ist um!“

Dann sagte er halb zu sich selber, halb gegen mich gewendet: „Ob wohl die neuen, die der Frühling bringt, auch einmal auf mich niederfallen werden?“

Wir stiegen auf einem kürzern, lauschigen Fußpfad durch den Wald ins Dorf hinab, wie zwei alte Freunde. Gern hätte ich noch bei meinem Begleiter Einkehr gehalten; aber der Tannenwirt stand schon auf der Stiege

und rief von weitem, ob man einspannen müsse; es sei die höchste Zeit, wenn ich den Bahnzug noch erreichen wolle.

Ich versprach dem Alten beim Abschied, bald wieder einmal nach Reute zu kommen. Dann würden wir zusammen einen fröhlichen Waldgang machen. Und seine Waldkarte müsse er mir dann zeigen!

Ich habe den Holz-Schuhmacher nicht mehr gesehen. In der Christwoche gleichen Jahres erhielt ich ein Paket mit dem Stempel der Postablage Reute. Aus der ersten Umhüllung fiel mir ein Brief in die Hand mit den schwerfälligen Schriftzügen des Tannenwirts. Er schrieb:

„Gehrter Herr N. . . Im Auftrag des Präsidenten mache ich Ihnen hierdurch Mitteilung vom Ableben des Schuhmachers Heinrich Reich und das er Ihnen beiliegendes Paket testiert hat. Nämlich das ging so zu. Der Kleinert, dem Ihr das Holz nicht abgekauft habt, ist dem Gersteiner zu Zumbst nachgelaufen; da hat es zuletzt doch einen Handel gegeben, er hat aber bedeutend müssen markten lassen, was ich ihm wohl gönne. Am 20. hat der Gersteiner mit Holz angefangen. Was tut der Schuhmacher Reich in seiner Not? Er gibt seinem Nachbarn, dem Steiner-Felix, sein altes Häuschen zu kaufen; dem ist es schon lange arg im Weg gestanden. Er werde dann schon irgendwo ein Unterkommen finden, meinte er. Wie der Vertrag im reinen ist, rennt der Holz-Schuhmacher bei der grimmigen Kälte in den Wald hinauf und hat sich doch kurz vorher von einer leichten Lungenentzündung erholt. Er hat zwar dem Gersteiner das Holz abhandeln können. Aber wegen der Erkältung hat es mit ihm wieder geübelt, und ist er am 23. gestorben . . .“

Es war viel Ruhmens um ihn, sogar in der Zeitung. Am Begräbnis nahm fast das ganze Dorf teil. Denn es ist nicht zu verachten, daß unsere Gemeinde durch den Schuhmacher Reich zu einem schönen Vermögen kommt, weil er es vor achtzehn Jahren mit großem Eifer zuweggebracht hat, daß das magere, sumpfige Gemeindegelände gegen den Schönenberg hin mit Gräben durchzogen und überholt wurde. Nun gedeiht der junge Aufwuchs mächtig; es sind etwa elf Fucharten, sodas daraus mit der Zeit ein großes Kapital wird; es hätte sonst wirklich niemand daran gedacht.

Er hat seine kostbare Waldkarte und das gekaufte Stück Holz dem Präsidenten testiert mit einigen Bedingungen. Beiliegendes Päcklein hat man so eingemacht mit Ihrer Adresse vorgefunden, das ich Ihnen mit den besten Glückwünschen zum Jahreswechsel übersende. Mit diesem verbleibe ich und zeichnet freundlich wertschätzend
J. Mathis, Wirt zur Tanne.“

Ich öffnete das Paket sorgfältig und fand darin ein altes, in Leder gebundenes Buch: „Der Waldbruder von Glinsberg“. Daneben lagen in einem grauen Umschlag etwa zwanzig vergilbte, mit Versen beschriebene Blätter. Der Umschlag trug in verschnörkelten Buchstaben die Aufschrift: „Waldbörnlein“.

Ach, es ging so mancher Tag . . .

Ach, es ging so mancher Tag
Sonnentlos zur Weige,
Das die Knospe welkt am Hag
Und der Blut am Zweige!

Was der Sturmnacht wild Getos,
Wetter nicht verderben,
Bringen Tage sonnenlos
Endlich doch zum Sterben.

Matter geht des Herzens Schlag:
Trage, dulde, schweige!
Ach, es ging so mancher Tag
Sonnentlos zur Weige!

Martha Geering, Basel.



Das Brot der Armen.

Nach dem Gemälde von † Friedrich Steinmann, Luzern.
Eigentum des Bundes im Gewerbemuseum zu Aarau.